

Der ‚Taubstumme‘ in der Sprachursprungsdebatte des 18. Jahrhunderts

Vortrag zur DFGS-Tagung in Rotenburg/Fulda am

Sylvia Wolff

Wenn es gute Gründe gibt, das Zeitalter der Aufklärung auch als ein „Jahrhundert der Sprachdiskussion“ (Franzen 1996) zu bezeichnen, so liegt es vor allem daran, dass Philosophen wie Locke, Hobbes, Leibniz und Wolff dem Diskurs zum Verhältnis von Sprache und Denken einen neuen Impuls gegeben haben, indem sie die konstitutive Rolle von Sprache für das Denken und Erkennen herausarbeiteten. Ihre sprachphilosophischen Erkenntnisse bildeten in der Mitte des 18. Jahrhunderts jene Basis, auf der das gelehrte Europa die Problematik der Sprachursprungs regelrecht zu einem Modethema avancierte. Dieser Vortrag widmete sich in dem Zusammenhang vor allem der Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie im Jahre 1771, bei der es erstmalig auch eine Kontroverse zur Sprachentwicklung von ‚Taubstummen‘ gegeben hatte.

Einleitung:

Die Geschichte schreibt das Jahr 1836, als Wilhelm von Humboldt über die „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“ in seinem gleichnamigen Werk folgende Aussage trifft:

„Keiner denkt bei dem Worte gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“¹

Ich habe diese Aussage Humboldts als Ausgangspunkt meines Vortrags gewählt, weil sie so treffend die Unvollkommenheit menschlicher Kommunikation beschreibt. Der vorgefundene Zustand der Unvollkommenheit, der sich nicht nur auf die Sprache beschränkt, wird immer im Widerspruch zum abendländischen Vollkommenheitstraum stehen – der Sehnsucht nach der Perfektion. Ohne diesen Gegensatz zwischen Anspruch und Wirklichkeit gäbe es jedoch keine Entwicklung, bezogen auf das Verhältnis von Sprache und Bildung – keine Sprachentwicklung – natürlich!

Heutige neurolinguistische Forschungen haben vor allem den eigentlichen Spracherwerb zum Gegenstand, wie die erst kürzlich erschienene Studie von Gisela Szagun „Wie Sprache entsteht. Spracherwerb bei Kindern mit beeinträchtigtem und normalem Hören“.² Dagegen bestimmte im

18. Jahrhundert die Problematik des Ursprungs der menschlichen Sprache die Sprachdiskussion. Hierbei war die zentrale Frage, ob der Mensch überhaupt in der Lage sei, Sprache zu erfinden und wenn ja, welcher Mittel er sich hierzu bediene. In der gegenwärtigen linguistischen Forschung dominieren solche Arbeiten, die eine Untersuchung der Sprachursprungsdebatte des 18. Jahrhunderts unter anthropologischen und sprachphilosophischen Gesichtspunkten vornehmen. Nur vereinzelt wurden Gehörlose und die Rolle von nonverbalen Kommunikationsmitteln, wie Gebärden, Gesten und Mimen berücksichtigt. Dazu zählt u.a., der 1989 von Wolfert Radden und Joachim Gessinger herausgegebene Sammelband „Theorien vom Ursprung der Sprache“³ und die nachfolgend im Jahre 1994 von Gessinger veröffentlichte Habilitation „Auge und Ohr“⁴, die sich der Spracherforschung am Menschen zwischen 1750 und 1850 widmet. Darin erfährt erstmalig die Rolle der Gebärdensprache eine ausführliche Berücksichtigung. Außerdem sind einzelne Aufsätze zum Verhältnis von Sprache, Stimme und Phonetik erschienen, so u. a. von Francesca Dovetto⁵. Sie untersuchte die Stellung der Gebärdensprache in der italienischen Sprachphilosophie und ihre Anwendung bei der Erzie-

Sämtliche Fußnoten
finden Sie auf Seite 34.

hung der Gehörlosen. In dem Aufsatz von Cordula Neis (1999) zur Preisfrage der Berliner Akademie nach dem Ursprung der Sprache findet sich erstmalig auch ein Hinweis auf die Beteiligung eines gehörlosen Barons aus Italien.⁶ Als erste bildungshistorisch angelegte Studie erschien 1915 von Alois Höhn die Dissertation über die Taubstummunterrichtsmethode des Abbé de l' Epée im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Sprachphilosophie. Aus der gegenwärtigen bildungshistorischen Forschung ist die Arbeit von Ursula Hofer hervorzuheben, die in ihrer Dissertation zur Bildbarkeit behinderter Menschen im 18. und 19. Jahrhundert in Frankreich, auch die Rolle der Sprachphilosophie herausgearbeitet hat.⁷ Gerade die Untersuchung des Verhältnisses von Bildung und Sprache ermöglicht solch einen interdisziplinären Zugang. Auch in diesem Vortrag sollen sowohl bildungshistorische, als auch linguistische Forschungsaspekte berücksichtigt werden. Hierbei haben mich folgende Fragen begleitet:

1. Welche Rolle spielte der „Taubstumme“ in der Sprachforschung?
2. In welchem Zusammenhang standen Sprachursprungstheorien und Sprachentwicklungstheorien?
3. Wie wirkten sich die sprachphilosophischen

Annahmen auf die Anerkennung der Bildungsfähigkeit von „Taubstummen“ aus?

4. Warum wurde die Gebärdensprache nicht als vollwertiges Mittel der Erkenntnis anerkannt?

Den Ausgangspunkt meiner Untersuchung bilden die französischen und deutschen Sprachursprungstheorien des 18. Jahrhunderts. Als erstes möchte ich einige Anmerkungen zu dem gewählten Zeitraum machen. Das 18. Jahrhundert wird heute im allgemeinen als das „Zeitalter der Aufklärung“ bezeichnet. Es geht zurück auf das Selbstverständnis einer gesellschaftlichen und geistigen Reformbewegung, die sich selbst als Aufklärung beschrieb. Durch eine betont nüchterne und rationale Einstellung zur Welt, durch typische Problemstellungen und -lösungen sowie durch zentrale Begriffe und Metaphern hebt sich die Aufklärung von anderen Epochen, wie dem Barock oder der Romantik ab. Das Erkenntnisobjekt der Aufklärung heißt: Mensch. Ziel der Aufklärung ist die Aufklärung des Verstandes. Selbstdenken ist die Maxime, aus der die Selbstbestimmung des menschlichen Handelns erwachsen soll. Zahlreiche Menschen verstanden sich als Reformer und begriffen sich als Aufklärer, weil

sie praktische Veränderungen primär durch geistigen Wandel erreichen wollten. Die Aufklärung lebte von der Hoffnung auf Vernunft, bessere Moral, Glück und Verstand.

I. Zum Verhältnis von Sprache und Denken in der Sprachursprungsproblematik

Der Schweizer Arzt und Taubstummlehrer Johann Conrad Amman versucht um 1700 in seiner „Dissertatio de loquela“ erstmalig die Verknüpfung von Sprachursprungs-, Sprachentwicklung- und Taubstummproblematik. Diese Schrift gilt als theoretische Grundlegung oralistisch bestimmter Verfahren. Gleichzeitig stellt sie eine klare Absage an die sonst nur von religiösen Zielvorstellungen getragenen Veröffentlichungen dar, wie beispielsweise die des Taubstummen von Chartres. Amman war zu der Auffassung gelangt, dass die natürliche Sprachfähigkeit des Menschen ihn zu spontanen Lauten gelangen lasse, jedoch erst das Sprachlernen zu einer kontrollierten Artikulation des Lautes führe.⁸ Das Prinzip seines auf ‚Entstummung‘ angelegten Unterrichtsverfahrens beruhte auf der visuellen und taktilen Eigen- und Fremdwahrnehmung gesprochener Sprache. Er ließ seine Schüler mit Hilfe eines

Spiegels die Artikulationsbewegungen beobachten. Seine deutliche Unterscheidung zwischen angeborener Sprache und Sprechen wurde zur wichtigsten Voraussetzung künftigen Taubstummenunterrichts.⁹

Philosophen wie John Locke, Thomas Hobbes, Leibniz und Christian Wolff haben dem Diskurs zum Verhältnis von Sprache und Denken einen neuen Impuls gegeben, indem sie die konstitutive Rolle von Sprache für das Denken und Erkennen herausarbeiteten. Mit ihren sprachphilosophischen Erkenntnissen trugen sie dazu bei, dass das Zeitalter der Aufklärung auch ein „Jahrhundert der Sprachdiskussion“ wurde.¹⁰ Sie bildeten in der Mitte des 18. Jahrhunderts jene Basis, auf der das gelehrte Europa die Problematik der Sprachursprungsregelrecht zu einem Modethema avancierte. In dem Zusammenhang wandten sich zahlreiche Wissenschaftler auch dem Phänomen der Sinnesbehinderung.

Der Bericht des Taubstummen von Chartres wird zum Auslöser über den Ursprung der Begriffe und die Denkfähigkeit, und zwar nicht nur bei Taubstummen, nachzudenken. Der Taubstumme von Chartres wird von Fontenelle in seiner Abhandlung *Mémoires de l'Académie des Sciences* (Paris 1703, 18f.) ausführlich beschrieben.¹¹ Das

Fazit des Berichts lautete: Ohne Sprechen kein abstraktes Denken – das bedeutete eine eindeutige Gegenposition zu der These von Locke, der in seinem „essay“ betont hatte, dass jedes Ereignis zugleich auch eine Vorstellung des Wahrgenommenen nicht nur in Form einer bloßen Spiegelung, sondern als Modellierung der Wirklichkeit erzeugen könne. Allerdings zeige sich im Zeichengebrauch der Taubstummen der Unterschied zum Tier. Es fehle ihnen jedoch an der menschlichen Fähigkeit, einzelne Ideen durch Abstraktion zu erweitern.¹² Diese Position vertrat in etwas modifizierter Form später der deutsche Philosoph Immanuel Kant, für den es der Gehörlose nicht mehr als zu einem „Analogon der Vernunft“ bringen würde. Darauf komme ich im folgenden Abschnitt noch zu sprechen.

Der Taubstumme von Chartres, der durch lautes Kirchengeläut wieder zum Hören gekommen sei und sogar Worte nachgesprochen haben soll, hatte aber der religiösen Zeremonie keinerlei Bedeutung beigemessen und war über das Nachsprechen nicht hinausgekommen. Das ließ vor allem die Theologen an der ‚natürlichen Religion‘ der Taubstummen zweifeln und veranlasste sie außerdem

zu dem Schluss, dass sich ein Taubstumme von den wenigen mit den Augen wahrgenommenen oder auf ihn einwirkenden Dingen keinen Begriff machen könne.

2. Die Rolle der Sprachursprungstheorien für die Anerkennung der Bildbarkeit Gehörloser

Die Sprachphilosophen des 18. Jahrhunderts bewegten in Bezug auf Gehörlose vor allem folgende Fragen:

1. Ist Denken ohne Sprache möglich?
2. Ist der Taubstumme zum abstrakten Denken fähig?
3. Welche Rolle nehmen hierbei die Gebärden ein?

Bevor die Wirkungsgeschichte der Idee von der Bildbarkeit ihre eigene Spezifik in der Abgrenzung vom Lernbegriff gewinnt, lässt sie sich also schon früher identifizieren, zum einen in den Annahmen über die Natur des Menschen und zum anderen im Kontext des Bildungsgedankens in Bezug auf die menschliche Entwicklung und menschliches Lernen seit der Antike.¹³

Für die Entdeckung der Bildbarkeit von Gehörlosen gilt der sensualistisch begründete Zugang des französischen Philosophen Etienne

Bonnot de Condillac (1714-1780) als ausschlaggebend. Sein Modell der Statue (*Traité des sensations*), die langsam zum Leben erweckt wird, indem ihr nacheinander die fünf Sinne verliehen werden, stellt eine ideale Metapher für die Bildbarkeit Sinnesbehinderter dar. Condillacs Verdienst besteht vor allem darin, dass er die theoretischen Modelle seiner Vorgänger zum Verhältnis von Sprache und Denken aufgegriffen hat, sie mit den seit der Antike gewonnenen Erkenntnissen zum Ursprung der Sprache verknüpfte und damit ein neues sprachphilosophisches Gesamtwerk schuf. Condillac ging von der Annahme aus, dass sich Denken und Sprache aus einer Stufe von Empfindungen und spontanen natürlichen Lautäußerungen entwickelt haben könnten, wie sie Mensch und Tier gemeinsam hätten. Hierbei hatte er sich vor allem an John Locke orientiert.

Die sprachphilosophische Diskussion von Sprache und Denken war im 18. Jahrhundert stark geprägt durch den von Locke begründeten Empirismus und dem cartesianschen Rationalismus. In dem Zusammenhang entstanden auch die ersten Überlegungen zur Bildbarkeit Behinderter. Die Sprachthematik, die durch Condillac einen Aufschwung erfuhr, wur-

de in Frankreich schließlich auch von einer Gruppe von Philosophen und Gelehrten, von den sogenannten *Ideologen*, rezipiert, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Untersuchung des menschlichen Geistes und seiner *Ideen* zu einem ambitionierten Programm erhoben.¹⁴ Zu dieser Bewegung gehörten beispielsweise Destutt de Tracy, Cabanis und J.-M. de Gerando, die zeitweilig einen beträchtlichen Einfluss auf die französische Bildungsbewegung, einschließlich der „Taubstummeneubildung“, hatten. Ihre Überlegungen zur Anthropologie und Bildungstheorie mündeten in sämtlichen Arbeiten zur Sprache, die letztlich auch zeichentheoretische Erkenntnisse zur Gebärdensprache, Sprachentwicklung und Bildungsfähigkeit der Gehörlosen enthielten.¹⁵

Ein brisanter wirkungsgeschichtlicher Aspekt lässt sich hier vielleicht durch die Frage bezeichnen, mit welchen Folgen für die Sprachphilosophie und schließlich auch für die Gehörloseneubildung die sensualistisch geprägten Ideen Condillacs und die Bildungsidee de l' *Epées* im deutschsprachigen Raum rezipiert wurden. Zunächst soll jedoch auf die Rolle des Gehörlosen in der Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie eingegangen werden.

3. Der ‚Taubstumme‘ in der Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie 1771

Nachdem aus ethischen Erwägungen von den Isolationsexperimenten der ‚wilden Kinder‘ Abstand genommen wurde, gewannen die sensualistisch geprägten Ideen Condillacs und Diderots zunehmend an Bedeutung. Dieser Einfluss spiegelte sich auch in Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1771 wider. Die Preisfrage lautete: „Haben die Menschen, ihrer Naturfähigkeit überlassen, sich Sprache erfinden können? Und auf welchem Wege wären sie am füglichsten dazu gelangt?“ Das Ereignis kann als entscheidende Zäsur in der Sprachursprungsforschung des 18. Jahrhunderts gelten und geht auf die Initiative von der Franzosen Louis Moreau de Maupertius und Condillac zurück.

Maupertius (1698-1759), philosophisch ambitionierter französischer Mathematiker und Naturwissenschaftler, war seit 1846 Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften. Durch ihn und Condillac, den er 1749 als korrespondierendes Mitglied an die Akademie geholt hatte, erfuhr die Sprachthematik eine bedeutende Aufwertung und avancierte zum festen Bestandteil der Sitzungs-

debatten zwischen 1750 und 1770. Als Mitglieder der Berliner Akademie gelingt es ihnen mit dem Diskurs zum Sprachursprung auch die Taubstummen verstärkt ins Blickfeld der Sprachphilosophie und damit auch in die Öffentlichkeit zu rücken. Aus dieser Perspektive habe ich mir die anonymen Einsendungen noch einmal angeschaut. Sie befinden sich im heutigen Archiv der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Den Ausgangspunkt der Sprachursprungsdebatte bildet zunächst die Frage, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs sei. So geht der Verfasser des Manuskripts M 686 von der Hypothese aus, dass alle Menschen, so sie mit natürlichen Kräften ausgestattet seien, Sprache erfinden könnten. Es käme dabei nur auf die Mittel an. Voraussetzung dafür sei jedoch das Leben in einer menschlichen Gesellschaft, also in der *socialité*. Auch durch den Umgang mit anderen Menschen würden die Kräfte der Seele angeregt werden, um Sprache zu erfinden.¹⁶ In Anlehnung an Rousseaus Theorie, dass Sprache ihren Ursprung in der Seele habe, verweist der Verfasser auf die natürliche Sprachentwicklung bei Kindern, die durch ihre Gedanken und Affekte sowie die Neigung ihrer

Seele Sprache erfinden würden. Wichtig sei eben nur die Regulation ihrer Sprechfähigkeit.¹⁷

Schließlich führt der Verfasser bei der Frage, mit welchen Mitteln Sprache erfunden werden könne, das Beispiel eines taubstummen Bauernknechts an. Dieser habe als Kind, noch bevor er sprechen konnte, die Pocken bekommen. Nicht nur sein Gehör habe er dadurch verloren, sondern auch seine Sprachorgane seien „gantz sturr“ davon geworden.

So bald er aber etwas verstehen konnte, habe er sich bemüht, seine Gedanken durch Töne und Zeigen zu erklären. Durch den ständigen Umgang mit Menschen sei sein Verstand so entwickelt, dass er „nicht nur eine Arbeit, und was dazu gehöret beßer verstehet, wie manche seines gleichen; sondern auch sehr wohl unter Leuten zu leben weiß“.¹⁸ Der Verfasser habe beobachtet, dass sich der Bauernknecht gern mit anderen Menschen austauschen wolle und sobald er seine Gedanken entdecken will, auch Töne von sich gebe. Weil diese aber unverständlich seien wegen seines verwundeten Sprachorgans, müsse er mit Zeichen zu recht kommen. Wie aber eine von sprachlosen Leuten erfundene Sprache aussehen würde, könne der Verfasser nicht sagen. Er schreibt dazu:

„Ich bin gar nicht der Meinung, daß eine gewisse Sprache natürlich, oder den Menschen angebohren sey. Ich halte vielmehr davor, daß wenn Z: ex: eine Gesellschaft sprachloser Menschen auf einer wüsten Insel in Europa eine neue Sprache erfinden würde, und eine andere Gesellschaft dergleichen Menschen, zu derselbiger Zeit auf einem andern Ort der Welt in eben dem Zustand befände; daß sie sich eine neue Sprache bilden müßte; diese beyde Sprache würden gantz unterschieden seyn: weil die Ursachen, Umstände und verschiedene Zufälle, welche zur Erfindung der Wörter Anlaß geben, nicht allemahl können dieselbigen seyn.“¹⁹

Damit widerspricht der Verfasser eindeutig der Idee von einer vollkommenen Sprache. Vielmehr wird hier die Sprachentwicklung in soziale Bezüge gesetzt. Dies versucht auch der von Geburt an taube Baron aus Bratislava, der sich zur Problematik der eingeschränkten Weltsicht als Gehörloser äußert. So lange der Mensch isoliert von aller Gesellschaft aufwachsen würde, könne er auch keine Vorstellung von der menschlichen Sprache bekommen. Obwohl naheliegend, bleibt die Rolle von Gebärden im Spracherwerbsprozess allerdings in seiner Einsendung unberücksichtigt. Etwas vom Thema der

Preisfrage abrückend, nutzt der Baron die Chance zur Rehabilitation der Gehörlosen, denen die Bildungsfähigkeit zu der Zeit häufig noch abgesprochen wird. Er führt sich selbst als bestes Beispiel dafür an, dass auch Gehörlose Sprache erlernen können. Hierin widerspricht er eindeutig der Auffassung Herders, der Gehörlosen die Fähigkeit zum Erlernen der Sprache abspricht, da er das Ohr zum „ersten Lehrmeister der Sprache“²⁰ erhebt.

Auch ganz im Sinne Herders argumentiert der Verfasser der Einsendung M 683. Er schreibt, dass selbst das Kind mit einer stummen Mutter beginnen würde zu artikulieren. Jedoch seien seine Sprachwerkzeuge verstümmelt. Es habe die Fähigkeit, seine Gefühle durch Töne auszudrücken.²¹ Auch im Übergang von Tönen zu artikulierten Lauten habe das Kind keine Schwierigkeit, weil es über die natürliche Fähigkeit verfüge, unzählige artikuliert Laute hervorzubringen.²² Hierbei erweise sich der Grundsatz der Nachahmung als hilfreich, der zu den mächtigsten Triebfedern der menschlichen Seele gehöre.²³ Eine neue Sprache könnten nur Menschen erfinden, die mit allen menschlichen natürlichen Fähigkeiten, d. h. „mit Augen, Ohren und Sprachwerkzeugen, mit dem Triebe der Nachahmung, u. mit

den Gesetzen der Assoziation der Ideen“ ausgestattet seien.²⁴ Da dem Gehörlosen die Fähigkeit des Hörens fehlt, würde er demnach nicht als Spracherfinder in Betracht kommen. In einer anderen Einsendung wird die herausragende Bedeutung der Linearität der gesprochenen Sprache und ihre Privilegierung gegenüber der Sukzessivität visueller Eindrücke betont.²⁵ Bereits Condillac und Diderot (*Lettre sur les sourds et muets*) hatten der Lautsprache aufgrund ihrer Linearität eine Überlegenheit als Mittel der Kommunikation gegenüber der synthetischen Darstellung von Bildern und Gesten eingeräumt. Diderot hatte darauf verwiesen, dass die Bildhaftigkeit zwar dem Menschen eher entspreche, jedoch die Prozesshaftigkeit der Sprache ihm den Gebrauch wesentlich erleichtere. Dies galt als eine Schlüsselerkenntnis der Sprachtheorien des 18. Jahrhunderts, die letztlich auch das Primat der Lautsprache in der Gehörlosenpädagogik beförderte.²⁶

4. Die Bildungspraxis von Gehörlosen als Prüfstein der Sprachursprungstheorien?

Die Wiederentdeckung des „Taubstummen“ durch die Philosophie, insbesondere durch die Sprach-

philosophie, erregte das öffentliche Interesse, bevor es überhaupt zur Gründung von Taubstummeninstituten kam. Verantwortlich dafür war ein Erziehungsoptimismus, der seine Kraft aus einer philanthropischen, also menschenfreundlichen, Grundeinstellung schöpfte. Mit ihr konnten sich neue pädagogische Bewegungen und Ideen durchsetzen. Sie manifestierten sich nicht nur in den Schriften der Theoretiker, sondern auch in der Sprache der Praktiker. Neben den immer noch dominierenden medizinischen und philosophischen Erklärungsmustern gewannen nun auch anthropologische, psychologische und sprachphilosophische Fragestellungen innerhalb erster Unterrichtsversuche mehr und mehr Raum. Sie wuchsen über die praktische Dimension des Lernens hinaus zur erziehungstheoretischen Erkenntnis. Die Bildungspraxis wurde zum Prüfstein der Frage nach dem Sprachursprung. Im Zusammenhang von Sprache und Denken bezog sich vor allem auf die Mittel der Erkenntnis. Hierbei bildete in der Aufklärung die ‚Kunst‘, das Sprechen zu lehren und zu lernen ein wesentliches Paradigma. Das Primat der Lautsprache bestimmte die Technologie (die Methode), die schon aufgrund von phonologischen Interessen und Forschungen einen leichteren Zugang zum Problem der

Taubheit ermöglichte. Die pädagogische Intervention der Taubstummenlehrer sollte analog zur medizinischen Therapie zum Überwinden der Taubheit führen. Das Ziel des Entstummens war die Lautsprachperfektion. Schließlich war mit ihr auch der vorführbare Bildungserfolg gesichert.

Während sich inzwischen Condillac von der Bildbarkeit Gehörloser durch die Unterrichtsversuche de l' Epées überzeugen ließ²⁷, dominierte in Deutschland noch weitestgehend die Auffassung von Christian Wolff, dass im Verhältnis von Sprache und Denken die Lautsprache das alleinige Mittel der Erkenntnis sei. Damit wurde eine universelle Anerkennung der Bildungsfähigkeit von Taubstummen noch immer weitestgehend verhindert.

In Wolffscher Tradition sprachen auch die einflussreichen Philosophen wie Herder und Kant den Gehörlosen weiterhin ihre Bildbarkeit, aufgrund ihrer Hörschädigung ab. Herder vermutete einen natürlichen Ursprung der Sprache. Der Mensch habe bereits eine angeborene Fähigkeit zur Sprache durch seine Besonnenheit als erste Stufe geistiger Fähigkeit. Allerdings sei die Besonnenheit von der körperlichen Konstitution des Menschen abhängig und

beruhe auf Sinnestätigkeit. Dies sei der Ausgangspunkt für die Entwicklung von Sprache und Denken. Gehörlosen sprach Herder diese Fähigkeit ab und zwar in dem Augenblick, als er in seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772) das Ohr zum „ersten Lehrmeister der Sprache“²⁸ erhob. Nur der Mensch als ein „horchendes, merkendes Geschöpf“ sei zur Sprache „natürlich gebildet“.²⁹ Darin würde er sich vom Tier unterscheiden. In dem Zusammenhang widersprach Herder auch der Erklärung Süßmilchs, der nach Herders Interpretation einen göttlichen Ursprung der Sprache vermutet haben soll. Es handelt sich hierbei um Süßmilchs Abhandlung „Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe“ (Berlin 1766).³⁰

Die zahlreichen Angriffe Herders gegen Süßmilch und sein Vorwurf, dass dieser mit seiner Schrift mangelnden philologischen Geist bewiesen habe, trieb diesen förmlich in die geistige Isolation. Dabei enthielt ausgerechnet Süßmilchs Schrift entscheidende Argumente für die uneingeschränkte Sprach- und Bildungsfähigkeit von Gehörlosen. Darin betont er ausdrücklich:

„Man kann sich auch der Finger und Hände bedienen und sie willkürlich zu Zeichen bestimmen. Es sind Beispiele genug vorhanden, dass Taub- und Stummgebohrne sich völlig dadurch ausdrücken und ihre Gedanken mittheilen können. Allein diese Exempel setzen allezeit Vernunft voraus und haben einen geduldigen und vernünftigen Unterricht erfordert.“³¹

Entgegen der Vorherrschaft der Lautsprache setzt Süßmilchs Modell für die Mitteilung von Gedanken keine Töne voraus. Es reiche die Verknüpfung von künstlichen Zeichen, also den Körper, Hand- oder Fingeralphabeten, mit entsprechenden Vorstellungen für den Austausch. Dem widerspricht Herder in seiner Theorie. Demnach könne ein Taubgeborener keine Sprache erfinden wegen seines mangelnden Gehörs, ein Blinder oder Stummer schon.³² Im Unterschied zu Herder favorisiert Kant nicht das Gehör zum Mittel der Erkenntnis, sondern in Anlehnung an die in Deutschland vorherrschende Wolffsche Philosophie von Sprache und Denken, die Lautsprache. Hierin unterscheidet er sich auch von Süßmilch. Im ersten Abschnitt der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt“ unter dem Abschnitt „Vom Gehör“ bemerkt er dazu ausführlich,

dass das Gehör bloß ein Mittel der Wahrnehmung sei. Erst durch den Gebrauch des Stimmorgans könne der Menschen am leichtesten und vollständigsten durch artikulierte Laute mit andern in Gemeinschaft kommunizieren. Diese hörbaren Laute würden in ihrer gesetzlichen Verbindung durch den Verstand eine Sprache ausmachen. Da der Taubgeborenen zwangsläufig auch stumm bliebe, könne er es nie zu etwas mehrerem als zu einem Analogon der Vernunft gelangen³³.

Kant unterscheidet hierbei noch zwischen Tauben und Taubgeborenen. Letztere seien seiner Meinung nach nicht zu abstraktem Denken fähig. Dem Tauben könne man, „wenn er nur sonst hat hören können, durch die Gebärde, also durch die Augen desselben, die gewohnte Sprache ablocken [...]. Dagegen müsse bei dem Taubgeborenen der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane der Laute, die man ihm bei seiner Sprachbewegung abgeloct hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln umgewandelt werden“.³⁴

Aus diesem Grund schlussfolgert Kant, dass der Taubgeborene nicht zu wirklichen Begriffen gelangen könne, weil es ihm

unmöglich sei, aus der Artikulationsempfindung Zeichen abzuleiten. Beim Sprechen würde der Taubstumme nicht mehr tun als „ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken“³⁵. Dabei ließ Kant die Frage offen, ob Denken zwangsläufig an Lautsprache gebunden sei.

Es war ausgerechnet ein Schüler Kants, der darauf eine Entgegnung verfasst hatte. Dabei handelte es sich um den Frohburger Prediger, Gottlieb Bauer, der selbst seinen gehörlosen Sohn in dem von Eschke geleiteten Berliner Institut ausbilden ließ. Bezugnehmend auf die bereits hier von Kant zitierten Äußerungen aus dessen *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, gab Bauer an, dass er durch Beobachtung am Institut „gerade unter mehreren seiner nicht von der Natur verwarlosten Kinder die bedeutendsten Fähigkeiten und die schönsten Anlagen zur Humanität entdeckt“ habe. Deshalb sei er zu der Erkenntnis gelangt, dass die Vernunft dem „Taubstummen (auch ohne Kultur) wegen Entbehrung jenes Organsinnes“ nicht abgesprochen werden könne. Dies sei noch nicht einmal dann möglich, wenn man unter Vernunft das Produkt des im Menschen befindlichen Erkenntnisvermögens verstehen würde,

selbst auch als ein „Vermögen zum Bewusstsein gewisser praktischen (moralischen) Gesetze“. Bauer betonte, es sei falsch zu denken, dass erst die Sprachfähigkeit auch die Fähigkeit zur Erkenntnis erzeugen würde. Vielmehr sei es umgekehrt und der Taubstumme habe Fähigkeiten zur Abstraktion und Erkenntnis ehe er sprechen lerne.³⁶

Samuel Heinicke, der bekannte Direktor des 1778 eingerichteten Leipziger Taubstummeninstituts wollte dem Kantschen Vorurteil durch entsprechende Unterrichtsbeweise entgegen wirken. Auf diese Weise erweist sich nun auch in Deutschland die pädagogische Praxis zum Prüfstein von sprachphilosophischen Theorien. Im wesentlichen war es Heinicke darum gegangen, zu beweisen, dass auch Taubstumme abstrakte Begriffe entwickeln können. Er versuchte das von Kant favorisierte Primat der Lautsprache in seine Methode einzubeziehen. Von Anfang an wollte er jedoch vermeiden, wie andere Taubstummenlehrer vor ihm, an der Perfektion der Artikulation oder Hörfähigkeit gemessen werden zu können. Deshalb ließ Heinicke seine Schüler vorgegebene Wortbilder analogisch als Ganzes mit stimmlosen Mundbewegungen artikulieren. Die paradox anmutende lautlose Artikulation war

in Anlehnung an den Sensualismus nur zur Versinnlichung der Begriffe gedacht.³⁷ An dieser Stelle knüpfte Heinicke an Condillacs „liason des idées“ (Ideenverknüpfung) an. Für Condillac galt bereits der Gebrauch von künstlichen Zeichen als sicheres Mittel, den Gedankengang in Form einer habituellen Verknüpfung von Ideen zu erzeugen. Das Denken an eine Sache würde so nacheinander eine Reihe von anderen Gedanken wachrufen. Condillac betrachtete den Erkenntniszuwachs bei Menschen im wesentlichen als Synthese durch Analyse und verließ sich auf einfache Operationen wie Unterscheiden, Vergleichen, Segmentieren, Zusammensetzen und Umformen. Heinicke dagegen favorisierte für Sprachlernprozesse das umgekehrte Verfahren und vertraute auf die sensomotorische Aktivität. Im Gegensatz zu heutigen Lerntheorien von Piaget und Mounoud beschränkt sich bei Heinicke diese Aktivität ausschließlich auf die Artikulation. Der naheliegende Verweis auf entsprechende Hand- oder Körperbewegungen unterblieb scheinbar, weil Heinicke gebärdensprachliche Instruktionen ablehnte.³⁸

Aber Kant beurteilte Heinickes Versuche skeptisch und zweifelte vor allem an der Reichweite

eines so erworbenen Sprechgefühls. Kant glaubte nicht, dass der Taubstumme auf diese Weise zu abstrakten Begriffen gelangen könne, weil er aus der Artikulationsempfindung keine Zeichen abstrahieren könne. Heinicke, der ein Verehrer Kants war, sah sich durch dessen Kritik zur Weiterentwicklung seines Verfahrens aufgefordert. Wieder versuchte er nachzuweisen, dass der Taubstumme über die Tonempfindung eine Ideenverbindung herstellen könne. Als Ergebnis entstand im Jahre 1772 sein streng gehütetes Geheimnis, das „Arca-num“. Statt der sonst üblichen Therapie des Hörsinns, diente Heinicke der Geschmacksinn, um Töne erinnerbar zu machen. Der Gehörlose sollte sich die Töne sozusagen ‚einverleiben‘. Jeder Geschmacksrichtung wurde ein Vokal zugeordnet, der auf die Art und Weise erinnert werden sollte.

Heinickes Idee, angelehnt an den Kantschen Schematismus, war aber nichts weiter als die freie Übertragung des Begriffes der Artikulation auf die systematische Verbindung von Gedanken. Hier lag seinerseits ein völliges Missverständnis vor, denn Kant hatte den Begriff der „articulatio“ in einem ganz anderen Zusammenhang verwendet, nämlich zur Gliederung

eines Erkenntnisystems in der Wissenschaft. Kants Kritik an Heinickes Verfahren hatte sich aber nicht nur auf die Fehlinterpretation von Begriffen gerichtet, sondern auch gegen die Abwesenheit der Schriftsprache in seiner Methode.

Das Verhältnis von Laut-, Schrift- und Gebärdensprache bestimmte die methodische Debatte, die sich letztlich in den Positionen von de l' Epée und Heinicke polarisiert. Während sich de l' Epée für ein System von Gebärden entschied, mit denen er im Unterricht operierte, favorisierte Heinicke die „Tonsprache“. Beide argumentieren im Sinne einer Sprachphilosophie, in der die Anwendung von Gebärden nicht nur die menschliche Höherentwicklung infrage stellt. Gleichzeitig wird sie als Gefahr für gesellschaftliche Integration betrachtet. Das wird vor allem am Haupteinwand gegen die Gebärdensprache von Heinicke deutlich. Zwar seien dies die ersten Mittel, „leichte und einfache Zeichen“, die sich dem Taubstummen „in natürlicher Weise“ darbieten.³⁹ Diese pantomimische Ausdrucksweise sei jedoch ein erbärmlicher Zustand, den man schon im 16. Jahrhundert durch Unterrichtsversuche ändern wollte. Außerdem sah Heinicke keine Möglichkeit, mit Gebärden, abstrakte Begriffe ausdrücken zu können, weil dies eine

kultivierte Sprache voraussetzte. Selbst wenn auch diese vorhanden wäre, sei ein abstrakte Pantomime nur für de l' Epée und seine Schüler verständlich.⁴⁰

In einer nächsten Generation von bereits profilierten Taubstummenlehrern gewinnt die als Pantomime bezeichnete Gebärde noch größere Beachtung, ja wird sogar als „Ursprache“ der Nationen angesehen. In einem Brief des Abbé Sicard, der Nachfolger von de l' Epées geworden war, schreibt er dazu folgendes an Eschke, der ein Schwiegersohn Heinickes war und das Berliner Taubstummeninstitut seit 1788 leitete:

„Es ist bewiesen, lieber Eschke, dass der Mensch vom Anfange an zwei Mittel hatte, seine Gedanken mützuheilen; dass anstatt für die tönenden Zeichen zu entscheiden, welche klingende Gegenstände nachahmten, er hätte die Pantomime wählen können, und von Rechts oder vielmehr: der Vernunft wegen hätte wählen sollen, welche die äußere Form der Gegenstände nachbildet.“⁴¹

Zuvor hatte Sicard die Auffassung vertreten, dass die tönende Sprache nicht mit den Gemütsbewegungen übereinstimme und dies der Sieg der Zeichensprache sei. Jedes Volk würde außerhalb seiner Grenzen stumm sein, nicht so derjenige welcher durch

Gebärden die Form der Gegenstände darstellen könne. Deshalb sei die Gebärdensprache die „Ursprache“ der Nationen.⁴²

Zusammenfassung:

Das Problem des Sprachursprungs wird zum Ausgangspunkt des Nachdenkens über die kognitive Funktion der Sprache. Der Gehörlose war in der Sprachforschung des 18. Jahrhunderts nicht nur ein Objekt der Beobachtung. Auch seine für die übrige Gesellschaft ungewöhnliche Kommunikation in Gebärden ebnete nicht nur den Weg zur Kommunikation, sondern bot auch Anlass zu vielfachen Spekulationen. In jenem Augenblick, als die Ausführungen von de l' Epée und Heinicke spekulative Tendenzen anzunehmen beginnen, blenden sie auch die Dialektik von eigener Erfahrung und künftiger Bestimmung der Gehörlosen vollständig aus. Noch am Ende der Aufklärung hoffte der Philosoph Ludwig Bendavid auf einen bücherschreibenden „taubstummen Aristoteles“, der die Sprachentwicklung von Gehörlosen am eigenen Beispiel erklären könne.⁴³ Noch Sicard hatte in seinen gehörlosen Schülern gleichzeitig seine Lehrer gesehen.⁴⁴ Später waren die eigenen Erfahrungen von Gehörlosen in bezug auf ihre Sprachentwicklung nicht mehr gefragt.

er abendländische Traum von der Vollkommenheit und Universalität der Sprache verhinderte dann endgültig die Entfaltung der Gebärdensprache. Sie scheitert vor allem an dem Nachweis, dass sie übertragbar auf die Lautsprache sei und sich auch zur Erzeugung abstrakter Begriffe eignen würde. Von nun an bestimmt allein die Methode die pädagogische Praxis. Sie wird zur operativen Dimension von Pädagogik für eine besondere Modifikationsarbeit, in der letzten Endes im Kantschen Sinne, das Besondere durch das Allgemeine subsumiert wird. Das Besondere, die natürliche Sprachentwicklung in der Gebärdensprache wird ausgeblendet, um Gehörlose so für allgemeine Bildungsziele zu modifizieren.

Beginnen wir am Ende, indem wir den menschlichen Vollkommenheitsanspruch einfach etwas relativieren, weil dies Anspruch und Wirklichkeit näher zueinander bringt und trotzdem Entwicklung zulässt, nämlich natürliche Entwicklung. Ich halte es mit dem Zitat von Humboldt in abgewandelter Form; tausche also Worte gegen Gebärden.

Keiner denkt bei der Gebärde gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im

Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.

Bibliographie:

- Amman, Johann Konrad:
Surdus Loquens seu Methodus, qua, qui surdus natus est, loqui discere possit. Amsterdam 1692.
- Bauer, M. Karl Gottfried/
Ernst Adolph Eschke: Über den Unterricht der Taubstummen. Anmerkungen zu Kants Anthropologie. Berlin 1801.
- Bendavid, Ludwig: Über die Erzeugung der Begriffe, in bezug auf Taubstumme. In: Neue Berlinische Monatschrift 6. Bd., September (1801), S. 169.
- Dovetto, Francesca M.: Sprache, Stimme und Phonetik. Positionen einiger italienischer Theoretiker aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Haßler, Gerda/ Peter Schmitter (Hrsg.): Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert. Münster 1999.
- Franzen, Winfried: Etienne Bonnet de Condillac (1714-1780). In: Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky, hrsg. von Tilman Borsche. München 1996.
- Georg und Paul Schumann (Hrsg.): Samuel Heinickes gesammelte Schriften. Leipzig 1912.
- Gessinger, Joachim / Wolfert von Rahden (Hrsg.): Theorien vom Ursprung der Sprache. Berlin, New York 1989.
- Gessinger, Joachim: Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen 1700-1850. Berlin, New York 1994.
- Hoehn, Alois: Die Taubstummenunterrichtsmethode des Abbé de l' Epeé im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Sprachphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens. Freiburg i. Br. 1925.
- Hofer-Sieber, Ursula: Bildbar und verwertbar. Utilitätsdenken und Vorstellungen der Bildbarkeit behinderter Menschen Ende 18. und Anfang 20. Jahrhundert in Frankreich. Würzburg 2000.
- Humboldt, Wilhelm von: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1836). In: Gesammelte Schriften, Bd. VII, hrsg. V. A. Leitzmann, Berlin 1907.
- Kant, Immanuel: Logik (1800). In: Kant, I.: Werke in sechs Bänden, Bd. III. Darmstadt 1964, S. 417-582.
- Neis, Cordula: Zur Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie (1771). Topoi und charakteristische Argumentationsstrukturen in ausgewählten Manuskripten. In: Haßler, Gerda/ Peter Schmitter (Hrsg.): Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert. Münster 1999, insbesondere S. 134ff..
- Sicard, Roch-Ambrose: Wie denkt der Taubblindgeborene von der Seele? Und wie kann man einen Taubblindgeborenen unterrichten? In: Kronos. Ein Archiv der Zeit, herausgegeben von Friedrich Rambach, Berlin, Febr. 1801, S. 111-121.
- Steinmetz, Jutta: Im Schatten Herders. Johann Peter Süßmilchs Sprachursprungstheorie. In: Haßler, Gerda/ Peter Schmitter (Hrsg.): Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert. Münster 1999.

Szagun, Gisela: *Wie Sprache entsteht. Spracherwerb bei Kindern mit beeinträchtigtem und normalem Hören.* Weinheim und Basel 2001.

Tenorth, Heinz-Elmar: *Bildsamkeit und Behinderung. Ergebnisse zum aktuellen Arbeitsstand, unveröffentlichter Bericht aus dem Forschungsvorhaben: Bildsamkeit und Behinderung. Die Erweiterung von Idee und Praxis der Bildsamkeit durch die Entdeckung der Bildbarkeit Behinderter.* Berlin 2000.

Quellen:

Archiv der Akademie der Berlin-Brandenburgischen Wissenschaften (ABBAW) Bestand Preußische Akademie der Wissenschaften (1700-1812) I-M 43.

Referentin:

Sylvia Wolff

wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Gebärdensprachenpädagogik, am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin

- ¹ Wilhelm von Humboldt: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836). In: *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, Hrsg. V. A. Leitzmann, Berlin 1907, S. 64.
- ² Gisela Szagun: *Wie Sprache entsteht. Spracherwerb bei Kindern mit beeinträchtigtem und normalem Hören.* Weinheim und Basel 2001.
- ³ Joachim Gessinger/ Wolfert von Rahden (Hrsg.): *Theorien vom Ursprung der Sprache.* Berlin, New York 1989.
- ⁴ Joachim Gessinger: *Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen 1700-1850.* Berlin, New York 1994.
- ⁵ Francesca M. Dovetto: *Sprache, Stimme und Phonetik. Positionen einiger italienischer Theoretiker aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.* In: Haßler, Gerda/ Peter Schmitter (Hrsg.): *Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert.* Münster 1999.
- ⁶ Cordula Neis: *Zur Sprachursprungsdebatte der Berliner Akademie (1771). Topoi und charakteristische Argumentationsstrukturen in ausgewählten Manuskripten.* In: Haßler, Gerda/ Peter Schmitter (Hrsg.): *Sprachdiskussion und Beschreibung von Sprachen im 17. und 18. Jahrhundert.* Münster 1999, insbesondere S. 134ff.
- ⁷ Ursula Hofer-Sieber: *Bildbar und verwertbar. Utilitätsdenken und Vorstellungen der Bildbarkeit behinderter Menschen Ende 18. und Anfang 20. Jahrhundert in Frankreich.* Würzburg 2000.
- ⁸ Amman 1828, S. 16.
- ⁹ Amman 1828, S. 43ff.
- ¹⁰ Franzen 1996, S. 193.
- ¹¹ Hofer 2000, S. 54.
- ¹² Gessinger 1994, S. 9f.
- ¹³ Tenorth 2000, S. 10f.
- ¹⁴ *Unter Ideologie ist eine Richtung der französischen Philosophie während und nach der Revolution von 1789 zu verstehen, die ihren Ursprung teils im kartesischen Rationalismus, teils im Sensualismus hat, wie ihn Condillac und Charles Bonnet vertreten.*
- ¹⁵ vgl. hierzu: Hofer-Sieber 2000, S. 49-94, insbesondere S. 59-62.
- ¹⁶ M 686, pag. 1ff.
- ¹⁷ Ebenda, pag. 5.
- ¹⁸ Ebenda, pag. 15ff.
- ¹⁹ Ebenda.
- ²⁰ Herder 1997, S. 44
- ²¹ M 683, pag. 22.
- ²² M 683, pag. 23.
- ²³ M 683, pag. 24.
- ²⁴ M 683, pag. 28ff.
- ²⁵ M 678, unpag., vgl. auch Neis 1999, S. 136.
- ²⁶ Neiss 1999, ebenda.
- ²⁷ worauf de l' Epée in dem ersten Brief an Heinicke hinweist.
- ²⁸ Herder 1997, S. 44
- ²⁹ Ebenda, S. 45.
- ³⁰ Ebenda, S. 36f. Vgl. dazu von Jutta Steinmetz: *Im Schatten Herders. Johann Peter Süßmilchs Sprachursprungstheorie.* In: Hassler/Schmitter 1999, S. 117-125.
- ³¹ Süßmilch 1766, S. 56
- ³² Herder 1997, S. 45.
- ³³ Königsberg 1798, S. 48f.
- ³⁴ Kant, Werke, 10, 454.
- ³⁵ Kant, Werke, 10, S. 500.
- ³⁶ Bauer/Eschke 1801, 7ff.
- ³⁷ Vgl. Heinicke 1778/1912, S. 71
Heinicke habe die Töne seiner Zöglinge als „rauh, tiefgurgelnd und grässlich“ empfunden. (zit. nach Gessinger 1994, S. 314)
- ³⁸ Vgl. Gessinger 1994, S. 328.
- ³⁹ Vgl. Heinicke 1780/1912, S. 55; 93 und Gessinger 1994, S. 329.
- ⁴⁰ Heinicke 1780/1912, S. 73, Gessinger 1994 ebenda.
- ⁴¹ Roch-Ambroise Sicard: *Wie denkt der Taubblindgeborene von der Seele? Und wie kann man einen Taubblindgeborenen unterrichten? In: Kronos. Ein Archiv der Zeit, herausgegeben von Friedrich Rambach, Berlin, Febr. 1801, S. 111-121, hier S. 118.*
- ⁴² Ebenda, S. 115.
- ⁴³ Ludwig Bendavid: *Über die Erzeugung der Begriffe, in bezug auf Taubstumme.* In: *Neue Berlinische Monatsschrift* 6. Bd., September (1801), S. 169.
- ⁴⁴ Sicard 1801, S. 120.